

# Reise

## Was sagt man dazu?

Warm? Schön? Die Kleine-Antillen-Insel St. Lucia verschlägt einem die Sprache

Von Christian Eichler



Wish we were there: Wer auch immer gerade diesen Blick hat - er wird beneidet.

Foto: J. Foullès / Banana Pancake

Auf jede Reise nimmt man seine Wörter mit. Dann kommt man an und sucht sie. Man sitzt da und denkt: Was wirst du sagen, wenn sie dich daheim fragen: Wie war es dort? Und findet die Wörter nicht. Man muss dann sagen: Schön! Oder: Warm. Tolle Sonnenuntergänge. Völlig die Party. So was. Manchmal findet man Wörter mit mehr Tiefe und Wahrheit. Aber es sind solche, die man lieber keinem sagen will. Sie sind wie Urlaubsfotos, die man nicht gern zeigt. Weil sie privat sind, ja irgendwie intim.

Auf St. Lucia kam uns ein solches Wort. Es fällt schwer, es zu sagen. Aber, gut, nun ist es heraus: Onomatopöie. Etwas peinlich, nicht wahr? Sprachliches Sperrgut aus dem Grammatikunterricht, jahrzehntelang in einem entlegenen Hirnklappen verstaubt. Von Jahr zu Jahr wurde dieses Fremdwort immer fremder. Bis es auf St. Lucia, in der Fremde, plötzlich ganz vertraut schien. Fast als wäre es dort zu Hause. Die Onomatopöie. Die Klangmalerei.

St. Lucia ist eine Insel für Klangmalerei. Sie hat einen Literaturnobelpreisträger, in dessen Versen im-

mer etwas von der Musik der Natur schwingt. Über die kleinen Reptilien, die mit ihren dünnen Ärmchen ständig Liegestütze machen, als wären sie dürre Bodybuilder, die mal groß und stark werden wollen, schrieb Derek Walcott: „Die zweigbraune Eidechse huscht ihren Ast hinauf / wie Finger auf dem Griffbrett einer Gitarre“.

Diese Insel rief in uns nach Wortmusik, nach jenen Wörtern, deren Klang den Klang des Beschriebenen wiedergeben. Schon der Name, gesprochen Luuscha, klingt wie zarter Abendhauch. Und dann erst dieser tropische Halbschlaf, den man nicht im Bett hält, sondern im Klangbett der Insel, und dazu die Wörter, die er macht, der Sound von St. Lucia. Ein Zirpen und Zwitschern ist das, ein Rauschen und Rascheln; ein Summen und Surren, Wogen und Wispern. Ein Klangbild aus vielen heiteren Geräuschen, die selbst in der Nacht noch sonnig klingen. Na ja, jedenfalls bis man die schnarrende Klimaanlage einschaltet, um in der Hitze endlich schlafen zu können. Und bis man dann vom Sirren der Moskitos wieder aufwacht.

Abgesehen davon ist St. Lucia eine einzige Annehmlichkeit. Lei-

ser Wind, sanftes Klima, freundliche Menschen, reiche Natur - und dazu nur ganz wenige Verwirrungen durch britischen Einfluss, die man aber einfach meiden kann. Die Waage im Hotel, die eine schockierende dreistellige Zahl zeigte, ignorierten wir einfach beleidigt (sie gab, bei genauerer Untersuchung, nicht Kilogramm, sondern englische Pfunde an). Den Linksverkehr mit zahlreichen Abgründen mieden wir, indem wir statt Mietwagen Taxi fuhren. Louis, unser Fahrer zwischen Soufrière und Marigot Bay, gratulierte uns dazu lächelnd, und das nicht nur wegen der 85 US-Dollar, die er uns abknöpfte (Fixpreis): „Ich habe Touristen gesehen, die zu weit rechts gelandet sind, auf der Gegenfahrbahn.“ Dabei tätschelte er den größten Fuchschwanz, den wir je sahen. Er reichte vom Dach bis knapp über den Schaltknüppel seiner Toyota-Busses. „Und ich habe welche gesehen, die zu weit links landeten. Hinter der Klippe.“

### Durchgeschnorchelt

Einen guten Fahrer braucht man auch, um die beiden freitäglichen Fischgrillstraßentanz-Partys von St. Lucia zu überleben. Zuerst der

„Fish Fry“ in Anse La Raye, einem Fischerort, in dem man Bierkisten, Fischbuden und eine monströse Musik-Box aufstellt. Der Rest kommt von allein. Zu einer Calypso-Version von „Stille Nacht“ bewegten wir uns irgendwann ganz natürlich rhythmisch zwischen tanzenden Menschen. Und schafften es dabei, unfallfrei eine üppige Hummer- und Krabbenplatte vom Plastiksteller zu verzehren. Dann ging es weiter zum „Jump Up“ in Gros Islet, einer noch schrilleren Straßenparty, mit Reggae, Techno, „Staying Alive“.

Ein Fest für die Augen, nicht nur dort. Auf St. Lucia sind sogar die Geldscheine hübsch. Neben den gestreiften Fischen und bunten Vögeln, den Booten und Bergen, die sie abbilden, sieht selbst das Gesicht der Königin von England so frisch und freundlich aus, als habe man es nicht mit der guten alten Elisabeth, sondern mit der jungen Liz Taylor zu tun. Angenehmerweise sind so gut wie alle Geldschein-Sehenswürdigkeiten St. Lucias bei einem einwöchigen Besuch ohne Hetze im Original abzuhaken (außer der Königin natürlich). So schnorchelten wir uns durch streifige Fisch-

schwärme. Glitten mit Schildkröten durchs Meer. Sahen uns beim Frühstück satt an den Haubenkolibris im Hibiskusblütenrausch, todschick im braunschwarz changierenden Sommermantel mit metallgrünem Spitzhut. Kaufen einer alten Frau mit strahlend zahnlosem Lächeln auf dem Markt in Castries eine Handvoll Muskatnüsse ab, jede einzelne braunschwarz glänzend und filigran rot verziert - Fabergé-Eier der Natur. Wir sahen Wasserfälle und Boote. Und vor allem sahen wir die Pitons.

Der kleinere der zwei Bergkegel ist der imposantere. Er, der Petit Piton, wirkt wie der kleine Bruder des Matterhorns, der lieber seidige See als ewigen Schnee wollte und auswanderte. Beide sind so markant, dass man sie praktisch überall auf St. Lucia sehen kann. Entweder man sieht sie in Soufrière, besonders schön über die Terrasse des „Hummingbird“, eines entspannten kleinen Hotels am Stadtrand. Oder, in der Umgebung, von den Suiten und Pools einiger der exklusivsten Hotels der Karibik, wie des „Ladera“ im Regenwald oberhalb der Pitons. Oder des „Jade Mountain“, des schicksten Adlerhorstes der Antillen. Die Räume haben (wie die im „Ladera“) nur drei Wände, um freien Blick auf die Pitons und das Meer zu haben. Vom randlosen „Infinity Pool“, der den Zimmerabschluss zum Horizont bildet, ist es, als schwämme man, am Piton vorbei, direkt in den Himmel. Jeder Raum im „Jade Mountain“ ist eine Suite, hat eine eigene Brücke als Zugang und ist „technology free“, ohne TV, PC, Telefon. Aber wenn der Techno-Turkey den Info-Junkie dann doch mal erwischen sollte, checkt der suite-eigene Butler bestimmt gern die Mails.

Dabei muss man kein Hollywood-Star mit Helikopter sein oder wenigstens ein Honeymoonner, der über tausend Euro für eine Nacht auszugeben bereit ist (Flitterwöchner sind eine begehrte St.-Lucia-Klientel). Man kann auch ganz sparsam nur für sich allein an einer Bar irgendwo auf St. Lucia sitzen und immer noch Piton-Blick haben. Etwa beim Blick auf das Etikett der Flasche mit dem „Piton Beer“, dem Bier von St. Lucia. Oder auf die Münzen, mit denen man es hinterher bezahlt. Und egal, wie viel man getrunken hat, man sieht immer doppelt, immer beide Gipfel, so wie damals schon Sir George Head, OBE, alias John Cleese, der Zwinger der beiden Gipfel des Kilimandscharo in „Die wunderbare Welt der Schwerkraft“.

Das Korallenriff unter den Pitons heißt „Superman's Flight“, weil Superman in „Superman II“ hier herunterflog. Die Szene dauerte zwar nur zwei Sekunden, aber das reicht als Werbung. Weiter nördlich in der wunderhübschen Marigot Bay wirbt man immer noch mit der 60er-Jahre-Verfilmung von „Dr. Dolittle“, für die man Rex Harrison sogar eine Gitarre als Statist besorgte. Die Traumbucht, die heute ein schönes Luxushotel hat, aber auch den etwas sterilen Charme einer bewohnten Marina, zieht prominente Bootschundschaft an: Leute wie Bill Gates, Oprah Winfrey oder Paris Hilton, aus deren Perspektive, vom bewohnten Wasser aus, die Kari-

bik vermutlich eine vorbeiziehende lebendige Fototapete ist. Mit ein paar Häfen dazwischen, wo man sich etwas Hübsches kaufen kann, so wie Nicolas Cage, der beim Landen in Marigot Bay spontan das Haus links oben am Eingang der Bucht kaufen wollte. Er bot 2,5 Millionen Dollar, doch der Besitzer verkaufte nicht. War wohl besser so. Heute soll Cage ja so klamm sein, dass er schon sein Ritterschloss in Bayern und einige seiner neun Rolls-Royce Phantoms verkaufen musste.

### Losgelöst

Für Tagestouren ist hier ein Piratenschiff zu chartern, inklusive Seeräuberkostümen und Kanonendonner: der Zweimaster „ Unicorn“, der in den drei Verfilmungen der „Piraten der Karibik“ Dienst tat. Seit deren Kinoerfolg hat so gut wie jeder Fleck der Karibik ein paar Piraten im Angebot. Oben auf Pigeon Island, an der Nordspitze, gab es wirklich einen, er hieß „Jambe de Bois“ (Holzbein), war der erste Europäer auf



St. Lucia und überfiel im späten 16. Jahrhundert die Engländer. Nicht wenige auf St. Lucia wären froh, täte er das immer noch. Engländer und Franzosen schlugen sich lange um St. Lucia. Vierzehntmal wechselte die Insel den Besitzer, bis sie seit 1832 englisch blieb. „Die da drüben bekommen Geld aus Paris“, sagt unser Fahrer Collis, während er von der Klippe von Pigeon Island hinüber nach Martinique zeigt, der Nachbarinsel am Horizont. Als französische Überseeprovinz profitiert sie von Zuschüssen aus Paris. „Wir kriegen aus London nichts.“

„Mit den Franzosen ginge es uns besser“, findet auch Angela, die Marketingchefin eines Fünf-Sterne-Hotels. „Die britische Herrschaft hat uns nichts gebracht.“ Es gebe kaum Bildungschancen auf der Insel, keine soziale Absicherung, keine Krankenversicherung. Nach Zucker und Bananen soll der Tourismus Arbeitsplätze schaffen. Er lebt bisher von Briten und Nordamerikanern. Wie sehr er das tut, erkennt man rund um Rodney Bay im Norden, das touristische Zentrum. Rodney Bay ist eine Straßenseite mit Hotels und Malls, die in ihrer Marina- und Hacienda-Optik genauso auch in Florida stehen könnten. Die andere Straßenseite sind Tandoori-, Gyros- und Tex-Mex-Restaurants, Bars und ein „Feng Shui Spa“.

Fortsetzung auf Seite V 2

### PHÄNOMENOLOGIE



## Der Rennrad-Opa

Jahrtausendlang dachte man, Langlebigkeit habe etwas mit Muße und Enthaltsamkeit zu tun. Der kaukasische Hirte, der sich nur von Kefir und Kräutern ernährte und seine Herde geruhig über die Hügel trieb, war das Inbild des Methusalems. Auch die provenzalische alte Jungfer, die seit ihrer Kindheit jeden Abend um neun ins Bett gegangen und nie von einem Mann aufgeweckt worden war, hatte ihre hundertzwanzig Jahre redlich verdient. Was diese Leute an Lebensgenuss verpassten, gewannen sie an Dauer. So blieb zwischen ihnen und den Normalsterblichen alles im Lot.

Mittlerweile aber hat sich herumgesprochen, dass man sein Leben auch auf rabiatere Weise verlängern kann. Die adlige Verachtung körperlicher Anstrengung, die der greise Churchill in seinen Wahlspruch „No sport!“ kleidete, ist längst in ihr Gegenteil umgeschlagen. Seit die Trimmich-Bewegung der siebziger Jahre Heerscharen frisch operierter Herzpatienten auf die Sportplätze trieb, hat der Marathon laufende, rodelnde und rückenkraulende Rentner den würdigen Greis als gesellschaftliches Leitbild ersetzt. Nicht Weisheit, sondern Fitness ist jetzt die Tugend des reifen Alters.

Der Rennrad-Opa stellt die neueste Entwicklungsstufe in dieser erbitterten Schlacht um die Volksgesundheit dar. Wer ihm nach Ladenschluss oder an einem Sonntagmorgen auf einem Waldweg oder im Park begegnet, weiß rasch, was die Stunde geschlagen hat. Denn der von Hals bis Fuß in atmungsintensiven Astronautenfaser gehüllte, mit Knieschützern und Sturmhaube gepanzerte Greis, dessen Tausend-Euro-Flitzer aus unerfindlichen Gründen keine Fünf-Euro-Klingel besitzt, macht auf seinem Weg in die Methusalem-Klasse keine Gefangenen. Kinder, Hunde und Spaziergänger alten Stils müssen sich vor dem Graubart mit einem Hechtsprung in die Büsche retten, wenn sie nicht lange vor ihm das Zeitliche segnen wollen.

Dem radelnden Recken wegen seines Fahrstils Vorhaltungen zu machen ist völlig zwecklos, schließlich hat er eine Mission: Was dem abchaischen Hirten mit seinen Ziegen gelang, will er am Drahtesel schaffen. Dabei verwandelt er sich Tritt für Tritt in den Mann, vor dem er seine Enkel immer gewarnt hat. Jetzt muss man ihm und seinen Mitreitern nur noch die richtige Rennstrecke für ihre Altersraserer abstecken. Wie wäre es beispielsweise mit einer Trimmich-Tour durch den Kaukasus? Dort, wo die anderen Hundertjährigen wohnen. ANDREAS KILB

NUMMER 1 Pfarrer Müller hat das Skifahren erfunden Seite V 3

NUMMER 2 Taipeh hat nur noch den zweithöchsten Turm Seite V 5

**LUXUSKREUZFLUG**  
19 faszinierende Reisetage

## Magische Orte Südamerikas

Das einzigartige Reiseerlebnis im Herbst 2010!

**Die Route des Staunens und Genießens:**

CARTAGENA & BOGOTÁ • Kolumbiens Juwelen der Kolonialzeit  
 GALÁPAGOS-INSELN • Arche Noah im Pazifik  
 LIMA, MACHU PICCHU & CUZCO • Perus berühmte Kulturschätze  
 BUENOS AIRES & MONTEVIDEO • Tango & Asado  
 IGUAZU • Die schönsten Wasserfälle der Welt  
 RIO DE JANEIRO & MANAUS • Samba & Amazonas  
 HAVANA • Ein Abstecker in die 50er Jahre

Termin: 3. bis 21. November 2010 • Reisepreis: ab € 35.850 p. P. im Doppel

**WINDROSE**  
So wird eine Reise...

Senden Sie mir bitte detaillierte Informationen zur Reise „MAGISCHE ORTE SÜDAMERIKAS“

Name/Vorname: \_\_\_\_\_  
 Anschrift: \_\_\_\_\_  
 Telefon/Telefax: \_\_\_\_\_  
 E-Mail: \_\_\_\_\_

Es beraten Sie gerne:  
Vivian Mengel und Dirk Gowin

Windrose Fernreisen Touristik GmbH  
 Fasanenstraße 33, 10719 Berlin  
 Tel: (030) 20 17 21-22  
 Fax: (030) 20 17 21-17  
 E-Mail: team2@windrose.de  
 www.windrose.de